Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 16

Artikel: Der heimliche Trinker : eine kleine aber lehrreiche Geschichte
Autor: Scherer, Joh.P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670166

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER HEIMLICHE TRINKER

Eine kleine aber lehrreiche Geschichte von Joh. P. Scherer

Ging man vom Haus, in welchem ich aufgewachsen bin, die Strasse links hinunter, so kam man bald an einen grossen Platz, auf welchem viele Arbeiter sich kleine Gärten angelegt hatten. Die einen pflanzten dort Gemüse, die andern Blumen. Manche beides. Diese Gärtchen waren durch Stacheldraht voneinander getrennt. Und in jedem hatte es eine kleine Hütte, aus alten Brettern gezimmert. Darin wurden die Gartengeräte aufbewahrt. Vor der Hütte stand gewöhnlich eine kurze Bank. Und wenn die Arbeiter, müde von ihrer Feierabendbeschäftigung, sich ausruhen wollten, setzten sie sich auf die Bank, schauten in den verblassenden Tag und rauchten ihr Pfeifchen, oder aber sie plauderten über den Hag hinweg über die Tagesereignisse.

Für uns Kinder waren diese Gärten eine grosse Versuchung. Es gab dort nämlich einige Erdbeerenbeete. Und wenn diese Beeren reiften, wenn sie rot aus dem satten Grün der Blätter herausschimmerten, dann konnten wir nicht widerstehen. Wie alle Kinder, glaubten auch wir, Erdbeeren, die man sich auf eine etwas abenteuerliche und nicht ganz erlaubte Art erworben habe, schmeckten viel köstlicher als jene, die uns die Mutter manchmal auf den Tisch stellte. Natürlich mussten wir, um zu den Beeren zu gelangen, unter dem Stacheldraht durchkriechen. Und weil wir immer bescheiden waren, das heisst, weil wir stets nur wenige Beeren stahlen, war die Strafe, wenn man uns erwischte, nicht sehr gross, meistens bestand sie aus einer langen Predigt, die darin gipfelte, dass man uns Prügel versprach oder drohte, man werde es dem Lehrer erzählen.

Aber einen Garten gab es, den mieden wir. Er gehörte dem Installateur Geyer, einem schwerfälligen und brutalen Mann, der in der Trunkenheit wilde Schlägereien begann und darum von allen gefürchtet war. Damals tranken ja fast alle Arbeiter hie und da ein Gläschen, manchmal sogar ein Gläschen mehr, als sie vertragen konnten, aber wegen ihrer Trunksucht waren nur zwei Männer berüchtigt: eben der Installateur Geyer und dann der städtische Arbeiter Ritter. Dieser allerdings trank nur heimlich. Ueberall wurde erzählt, dass er in seiner Wohnung viele Flaschen Schnaps habe und schon manchen Abend betrunken in seinem Garten gewesen sei. Und die Leute lächelten über seinen Kampf, seine Schwäche vor den andern Menschen zu verbergen. Sie ahmten ihn nach, wie er, betrunken, sich gebärdete, als sei er ganz nüchtern. Kurz: alle Leute wussten dass Ritter ein Trinker war. Nur einer wusste nicht, dass alle es wussten: Ritter selbst.

Und wieder einmal kam die Zeit der Erdbeeren, eine frohe Zeit für uns Kinder, wieder einmal brannten aus grünen Blättern rote kleine Ampeln und leuchteten und lockten. Manchmal gingen wir in den Wald, um Walderdbeeren zu suchen, manchmal aber, wenn es uns nach den grösseren Früchten der Gartenerdbeeren gelüstete, krochen wir unter einem Stacheldraht hindurch und stahlen ein paar Beeren. Und eines Abends, ach, die Beeren schmeckten so süss und verlockend, und alles war ruhig, kein Feind schien in der Nähe, der uns den Genuss hätte verderben können, da wurden wir übermütig. Aus Geyers Garten strahlten ein paar besonders saftige Früchte, das Wasser lief uns im Munde zusammen — und schon krochen wir hinüber.

Ich hatte Angst. In mir war das unsichere Gefühl, Geyer lauere irgendwo in der Nähe. Aber ich wollte nicht zurückbleiben. Ich ging mit. Doch mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht: auf einmal kam Geyer hinter seinem Häuschen hervor, auf einmal klang seine grobe und bösartige Stimme, die uns Prügel versprach. Nun, er war stark — wir aber waren flink. Wir vertrauten unsern jungen Beinen. Und wir vergassen, dass Geyer dafür einen andern Verbündeten hatte: den Stacheldraht. Meine beiden Freundinnen kamen heil unten durch, ich aber blieb mit der Hose hängen, und bis ich mich endlich losgerissen hatte, war der Abstand zwischen mir und Geyer so klein, dass es kein Entweichen mehr gab. Geyer hielt mich an einem Arm fest, er stank durchdringend nach Schnaps, und ich fürchtete mich sehr. «Lassen Sie mich los», schrie ich, «lassen Sie mich los. Wir haben ja nichts genommen.» Ich zappelte wie ein gefangener Fisch. Mir wurde fast schlecht vor Angst, als ich diese harte und brutale Hand um meinen Arm

spürte. Ich wusste: Geyer würde zuschlagen. Daran konnte ihn nichts mehr hindern.

Und in dieser höchsten Not tauchte der städtische Arbeiter Ritter auf. «Lassen Sie den Knaben doch los, er hat sicher nichts Böses getan», sagte er.

«Erdbeeren hat er gestohlen.»

«Ach Gott», sagte Ritter friedlich, «das haben wir alle getan, als wir noch Kinder waren. Das ist doch nur ein dummer Streich.» Und schon lag seine Hand auf Geyers Arm. Aber dieser, wütend und betrunken, bekam einen seiner Jähzornanfälle. Er schlug mit der freien Hand Ritter mitten in das Gesicht. Dieser war nicht sehr stark, er stolperte und fiel zu Boden. Und jetzt vergass Geyer mich, er trat mit seinen schweren Schuhen Ritter ins Gesicht und in den Leib, und jeder Tritt tat mir weh, als hätte ich ihn selber bekommen. Ich klammerte mich an Geyer und schrie flehend, er solle ihm nichts mehr machen. Ich hatte keine Angst mehr, ich dachte nicht mehr daran, zu fliehen und mich in Sicherheit zu bringen, ich schrie und weinte. Und mein Schreien schien gehört zu werden, jedenfalls kamen einige Männer, die Geyer festhielten. Aber Ritter stand nicht mehr auf. Er war schwer verletzt und musste ins Spital verbracht werden.

Ach, ich hatte ein schlechtes Gewissen. Ich wusste ja, dass man mir immer verboten hatte, Erdbeeren zu stehlen. Und an allem war nur schuld, dass ich aus Geyers Garten hatte stehlen wollen. Darum erzählte ich zu Hause nichts, aber was half es: bald erfuhr es mein Vater. Und eines Abends sagte er so nebenbei: «Hast du Herrn Ritter schon einmal besucht?»

«Nein.»

«Dann tu's. Und bring ihm etwas mit.»

Am andern Tage ging ich zu ihm. Ich hatte von Vater fünf Franken bekommen, davon kaufte ich einige Erdbeeren und noch etwas, das eine besonders freudige Ueberraschung sein sollte. Ritter erkannte mich sofort. «Das ist nett, dass du mich besuchst», sagte er lächelnd. «Und Erdbeeren hast du mir mitgebracht. Ich danke dir, du bist ein feiner Junge.» Er sprach mühsam und machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Im gleichen Zimmer lag noch ein Kranker. Als dieser in einem Buch zu lesen begann, zupfte ich Ritter heimlich am Aermel. Fragend sah er mich an.

Da zog ich aus der linken Hosentasche eine schmale Flasche. Ich hatte sie zu Hause genommen und im nächsten Laden zwei Deziliter Schnaps hineinfüllen lassen.

Stolz hielt ich Ritter die Flasche hin. «Was ist darin?» fragte er.

«Schnaps!» flüsterte ich.

«Schnaps!» Ganz verblüfft starrte er mich an. «Ja, aber, wieso ...?»

Ich war enttäuscht, weil er sich gar nicht zu freuen schien. Und darum wollte ich ihm auch nicht erzählen, wieso ich auf diesen Einfall gekommen war. Aber er liess mir keine Ruhe, bis ich ihm gestand, ich hätte zufällig im Hausgang gehört, wie eine Frau zur andern sagte: «Der arme Herr Ritter. Wenn er im Spital auf seinen heimlichen Schnaps verzichten muss, wird er es sicher nicht überleben!» Und beide hätten vergnügt gelacht.

Ritters Augen wurden ganz gross. «Haben Sie das wirklich gesagt?»

Ich bejahte stumm. Da schüttelte er den Kopf und wollte nicht aufhören damit. Er sah recht unglücklich aus. Dann aber wandte er sich ernst an mich: «Nimm die Flasche nur wieder mit. Du bist ein guter Knabe und hast das Beste gewollt. Ich danke dir — besonders für die Lehre, die du mir gegeben hast. Aber lass mich nun allein. Ich muss nachdenken.»

Niedergeschlagen verliess ich ihn und ging nicht mehr in den Spital. Einige Wochen später war Ritter wieder zu Hause. Er und ich, wir wurden gute Freunde. So manchen Abend liess er mich zu sich kommen und bewirtete mich mit Kuchen und Tee. Und ich ging sehr gerne zu ihm, obwohl ich nicht wusste, warum er mich so oft einlud.

Heute weiss ich es: ich diente ihm als Warnung. Nicht nur vor dem Trinken. Nein, auch vor dem bequemen Glauben, man könnte etwas Schlechtes tun — und es vor den Menschen verbergen. Dass das nicht ging, darüber hatte ihn eine aus der Hosentasche gezogene Schnapsflasche aufgeklärt.